

Manfred Mixner
Der Ziegenkopf

Kriminalroman





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2013

literatur nr. 33

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: Fotolia 15682418


Autorenfoto: Paavi Mäle

ISBN 978-3-902901-24-8



Gedruckt nach der Richtlinie des
Österreichischen Umweltzeichens
„Druckerzeugnisse“,
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869



 kultur steiermark

GRAZ
KULTUR

Manfred Mixner

Der Ziegenkopf Kriminalroman

1

Ein dreiundvierzigjähriger Berliner Videothekbesitzer hat Anfang Oktober 1992 in der Uckermark mit seiner Frau und seinen zwei Kindern einen Resthof besichtigt, von dem es in der Immobilien-Anzeige hieß, er sei stark renovierungsbedürftig, läge etwas außerhalb des Dorfes Langthal auf einer Anhöhe, umgeben von Wiesen und Äckern, etwa zwei Kilometer entfernt von einem einsamen Waldsee; das Grundstück sei ca. 5000 Quadratmeter groß, ein ehemaliger Obstgarten; die Eigentumsverhältnisse seien geklärt; die Immobilie koste nur 90.000 DM.

Der etwas klein gewachsene, aber kräftige Mann stand am Westrand des von mannshohem Unkraut und Gestrüpp überwucherten Areals, hatte die Hand flach über die Augenbrauen gelegt und blickte über die abgeernteten und frisch umgepflügten Äcker, die bis zum Horizont reichten, in die dünnen, roten und violetten Wolkenschichten, hinter denen die Sonne eben untergegangen war. Es roch nach verbranntem Laub und gebratenen Kartoffeln. Seine um vier Jahre jüngere, stattliche blonde Frau stand von ihm abgewandt vor dem völlig eingefallenen Haupthaus des Hofes und stupste mit den Spitzen ihrer schwarzen Stiefeletten einige der vor ihr schräg im hohen Gras lehenden Schieferplattenstücke des alten Daches hin und her. Die Kinder, ein zwölfjähriger rotgesichtiger Junge und ein zehnjähriges, sehr blasses und zartes Mädchen, durchforschten den Garten, in dem zwischen Blumen, Brennnesseln und verdorrten, von Flechten überwucherten Obstbäumen einige Birken und Erlen in die Höhe gewachsen waren.

»die mächtigen Schatten, die aus einer unsichtbaren Welt, angezogen von Mord und Blut in die sichtbare hineintreten« – Pascal

(Tagebuchnotiz Franz Kafkas vom 6.1.1914)

Plötzlich schrien die Kinder auf, nicht aus Vergnügen, sondern vor Schreck. Eine seltsame Stille trat danach ein. Ein Schwarm Sperlinge flog aus den dicht wuchernden Hollersträuchern neben der Ruine des Stallgebäudes auf, lautlos, so schien es.

Die Kinder hatten auf ihrem Streifzug durch das verwilderte Gelände hinter dem Fundament des alten Stallgebäudes in der ausgetrockneten Güllegrube, deren Betondecke eingestürzt war, ein fahl weiß schimmerndes menschliches Skelett entdeckt. Nur für einige Augenblicke starrten die rasch herbeigeeilten Erwachsenen mit zusammengekniffenen Brauen und offenem Mund auf die Knochen. Wortlos, aber mit beredt fahrigem Armbewegungen drängten sie dann ihre beiden verstörten Kinder in den am Feldrand abgestellten Wagen. Sie fuhren ins Dorf und fragten sich zum Haus des Bürgermeisters durch. Diesem meldete der Videothekbesitzer den Fund, nicht ohne ihm seine Visitenkarte zu hinterlassen. Auf der Heimfahrt schwieg die Familie; die Mutter steuerte den Wagen, der Vater hatte eine Kassette mit Country-Music eingelegt.

Telefonisch wurde vom Bürgermeister die Polizei in Prenzlau verständigt. Mit mehreren lichtstarken Taschenlampen ausgerüstet und in Begleitung von zwei Polizisten und einigen Bewohnern des Dorfes begab er sich gegen Mitternacht zur Ruine des verfallenen Bauernhofes, der auf einem kahlen Höhenrücken gerade noch in Sichtweite der letzten Häuser des Dorfes lag. Man wollte die Fundstelle sichern. Eine gelb-rote Plastikschiene wurde von Obstbaum zu Obstbaum um die Güllegrube gespannt. Der eine der beiden Polizisten fotografierte die Grube und das Skelett, der andere schrieb alles auf, was der Bürgermeister sagte.

Bei der Bergung der Knochen am folgenden Tag stellten die aus Potsdam angereisten Kriminalpolizisten und Beamten der Spurensicherung fest, dass an Stelle des menschlichen Schädels ein länglicher Tierschädel in der Grube lag. Die Männer glaubten einen Sauschädel zu erkennen, aber der Bürgermeister, der aus einer Bauernfamilie stammte und früher in der LPG des Dorfes gearbeitet hatte, konnte die Knochen als Reste eines Ziegenkopfes identifizieren, dem die Hörner fehlten. Unter dem Gerippe lag ein Stück einer Betonplatte. Reste eines Seiles deuteten darauf hin, dass die Leiche daran festgebunden gewesen war.

In den Staatsanwaltschaften und Landeskriminalämtern von Berlin und Brandenburg hatte man sich rasch darauf geeinigt, dass zwar von einem Gewaltverbrechen auszugehen sei, aber kaum Chancen auf Aufklärung bestünden. Journalisten der Boulevardpresse bezeichneten den Fall als »Ritualmord«, den Täter als »Uckermark-Bestie«. Betraut mit den Ermittlungen wurde ein Westberliner Beamter, der bis zu der nach der Wiedervereinigung Deutschlands notwendig gewordenen Reform der Organisationsstruktur der Berliner Polizei eine spezielle Ermittlungsgruppe im K 12 geleitet hatte. Er war zuständig gewesen für – wie man sagte – »Perversitäten«.

2

Der einundsechzig Jahre alte Hauptkommissar Helmut H. Bremer galt als schwierig im Umgang mit Kolleginnen und Kollegen, seine Vorgesetzten beschrieben ihn als unkooperativ und eigensinnig, seine Methoden wurden als veraltet betrachtet. Er war ein kleiner, gedrungener Mann mit großem Kopf und schütterem weißgrauen Haar. Seine großporige Gesichtshaut war gelblich fahl, er trug eine dicke randlose Brille. Meist war er schlecht rasiert, achtete nicht auf seine Kleidung, vernachlässigte die Körperpflege. Wenn er über etwas nachdachte, ruckte er seinen Kopf in einer wiegenden Bewegung seitlich in die Höhe, meist nach rechts, und wenn er sprach, hob er seine linke Schulter. Er hinkte ein wenig, hielt beim Gehen die Hände meist hinter dem Rücken, verhakte dabei die beiden Mittelfinger ineinander. 1989 war er am rechten Knie operiert worden, hatte bei feuchtkaltem Wetter starke Schmerzen, benutzte aber nur selten den Stock, den er sich damals angeschafft hatte.

Bremer war 1991 im Zuge der Neuorganisation der Abteilungen des Landeskriminalamtes Berlin trotz seines hohen Dienstranges und ungeachtet seiner früheren Ermittlungserfolge ohne besondere Aufgaben verblieben und aus den Kommissariaten *ausgliedert* worden. Er arbeitete seit Beginn des Jahres 1992 in Eigeninitiative an der Dokumentation einer Mordserie an Berliner Prostituierten in den Sechzigerjahren, war damit direkt dem Polizeipräsidenten unterstellt. Das kleine Büro, das ihm in der zweiten Etage im rechten Bauteil des Polizeipräsidiiums am Platz der Luftbrücke zugewiesen worden war, teilte er

mit seiner Sekretärin, Frau Rita Schill, mit der er auch früher zusammengearbeitet hatte. Sie ertrug Bremers Launen und hatte all die Jahre dafür gesorgt, dass sämtliche Akten vollständig und den Vorschriften entsprechend geführt wurden. Die beiden sprachen miteinander selten über Privates. Von Bremers Lebensumständen wusste man im Amt wenig, nur das, was in seiner Personalakte nachzulesen war. Er lebte allein, war nie verheiratet gewesen. Kurz vor dem Kriegsende hatte er seine Eltern verloren, hatte sich 1945 und 1946 als Jugendlicher in Köpenick und Grünau herumgetrieben, hatte in dieser schwierigen Zeit vom Schwarzhandel und Diebstählen gelebt, war schließlich in ein Heim gekommen. Seine vier Jahre jüngere Schwester Helene Bremer wurde 1945 bei Pflegeeltern untergebracht. Ab Herbst 1946 besuchte er wieder die Schule und machte 1952 sein Abitur. Er wollte anschließend Psychologie und Geschichte studieren, wurde aber an der Humboldt-Universität nicht zugelassen. 1954 ging er nach West-Berlin, studierte dort einige Semester Jura. 1957 brach er sein Studium ab und trat in den West-Berliner Polizeidienst ein. Zu seiner Schwester hatte er kaum Kontakt, sie war im Ostteil der Stadt geblieben, hatte dort geheiratet. Nach 1961 haben die beiden Geschwister einander einmal im Jahr, meist um die Weihnachtszeit, kurze Briefe geschrieben. Ende 1989 suchte die Schwester, mittlerweile verwitwet, Bremer in West-Berlin auf. Die Geschwister trafen einander danach regelmäßig alle zwei, drei Monate.

Bremer hatte seine Berliner Vorgesetzten vergeblich um Unterstützung durch einen jungen Kriminalbeamten gebeten. Man verwies ihn nach Potsdam; im Gespräch mit dem dort zuständigen Staatsanwalt wurde ihm – vertraulich – mitgeteilt, dass man sich mit der Berliner Staatsanwaltschaft

und dem Berliner Polizeipräsidenten darauf verständigt habe, den Ermittlungsaufwand so gering wie möglich zu halten, da die Einsatzkräfte der Kriminalpolizei durch die im Land zunehmenden Straftaten überlastet seien und man damit rechne, dass das Interesse der Medien an diesem seltsamen Leichenfund rasch wieder erlöschen werde. Die technischen Dienste der Kriminalpolizei stünden Bremer selbstverständlich unbeschränkt zur Verfügung.

3

Der Bürgermeister von Langthal hatte sich auf Bremers telefonische Anfrage hin damit einverstanden erklärt, ihn am Samstag, dem 24. Oktober vormittags um neun Uhr bei sich zu Hause zu empfangen.

Der Nebel hat sich gelichtet, aber die Sonne hat den Raureif auf den Wiesen und Äckern noch nicht aufgetaut. Bremer stellt seinen alten Volvo in der Wiese neben der Einfahrt im Hof ab, geht vor zum Wohnhaus. Von einem Futterhäuschen nahe einem großen Fliederbusch fliegen Meisen auf. Eine Steintreppe führt zum Hauseingang hoch, rechts und links der dunkelbraun gestrichenen Eingangstür stehen Blumentöpfe, verwelkte trockene Blätter und Blüten hängen über die Ränder. Der Bürgermeister begrüßt Bremer freundlich und bittet ihn einzutreten.

Aus den alten Gemeindeakten und Kirchenbüchern habe er Namen und Daten herausgeschrieben, einige Seiten habe er kopiert, sagt der Bürgermeister und führt Bremer durch eine Diele, wo er dem Gast aus dem grauen, gefütterten Anorak hilft, in die sehr große Wohnküche. Zwischen den zwei mittleren Fenstern steht eine breite alte Kredenz aus Föhrenholz. Fotos von den Hartmanns gebe es leider keine, zumindest habe in der Gemeinde niemand welche, fügt der Bürgermeister hinzu. Seine Schuhe solle Bremer doch bitte anbehalten. Die Papiere liegen auf dem Esstisch in der rechten Ecke des Raumes. Die Frau des Bürgermeisters, die gerade Kochgeschirr von der Spüle in einen Ladenschrank neben dem großen, gusseisernen Tischherd geräumt hat, wischt sich die Hände in ein Küchentuch, begrüßt Bremer

ernst und bittet ihn, sich auf die Bank zu setzen, sie habe Kaffee gekocht und Rosinenbrot gebacken. Bremer bedankt sich, freut sich über die Gastfreundlichkeit, er hat schlecht geschlafen, ist zu spät aufgestanden und hat nicht gefrühstückt. Der Geruch in dieser Küche erinnert ihn an einen Landaufenthalt in seiner Kindheit, er denkt nach, wo und wann das gewesen sein könnte, betrachtet die kleinen bunten Blüten auf den Kaffeetassen und den Tellern vor ihm auf dem Tisch. Der Bürgermeister setzt sich ihm schräg gegenüber. Die Frau des Bürgermeisters schenkt Kaffee ein, verlässt dann den Raum. Sie habe noch im Hühnerstall zu tun, sagt sie.

Bremer berichtet, was die Untersuchungen des Skeletts und der Spuren bis jetzt ergeben haben. Es handle sich bei diesem grausigen Fund um das Knochengestänge einer dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt gewordenen Frau. Die Leiche müsse etwa fünfzehn Jahre in der Gülle und nach deren Austrocknung und Abwitterung noch weitere fünfzehn bis zwanzig Jahre im Halbdunkel gelegen haben. Die Bretter, mit denen die fast einen Quadratmeter große, in der Mitte der Betondecke eingelassene Öffnung der Grube abgedeckt gewesen war, seien teils entfernt worden, teils schon lange vollständig vermodert und zerfallen. Am Rande der Öffnung waren Teile der Betondecke abgebrochen. Das Skelett hätte nicht genau unter der Öffnung, sondern etwa einen halben Meter daneben gelegen. Es sei durch die Lichteinwirkung ausgebleicht. Aus dem Zustand der Knochen, von denen einige von herabgestürzten Brocken der Betondecke zertrümmert worden waren, könne man nicht auf einen gewaltsamen Tod schließen. Zwischen den Gebeinen habe man Reste eines Büstenhalters, einer Damenunterhose und eines Unterkleides gesichert, keine Überkleider. Die Textilien

müssten noch einer genaueren chemischen Analyse unterzogen werden. Unter den Knochen, im rechten Winkel zur Wirbelsäule, sei ein längliches Betonstück gelegen, an das mit einem Seil die Leiche festgebunden gewesen war. Der Bürgermeister hört mit halb offenem Mund zu, nickt immer wieder, sieht an Bremer vorbei durch das Fenster hinaus auf die Straße. Bremer trinkt einen Schluck Kaffee. Man hört die Küchenuhr ticken. Den Kopf der Leiche habe man trotz späterer gründlicher Durchsuchung der Ruine und der Umgebung des ehemaligen Bauernhofes nicht gefunden, sagt Bremer, aber das wisse der Bürgermeister ja schon. Es sei nicht auszuschließen, dass der Schädel erst nach der Abwitterung der Gülle entfernt worden ist. Wenn überhaupt, werde der Schädel wahrscheinlich nur durch einen Zufall entdeckt werden. Die chemischen und technischen Untersuchungen seien noch nicht abgeschlossen. Vor allem über das Alter des Ziegenschädels sei man sich noch nicht im Klaren.

Der Bürgermeister nimmt seine Armbanduhr ab, legt sie auf den Tisch, reibt sich mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Haut unter seiner linken Hemdmanschette. Sein Gesicht ist durch eine von der Stirn bis unters Kinn reichende Furche geteilt. Er lehnt sich zurück, sieht geradeaus, ohne etwas Bestimmtes ins Auge zu fassen. »Für mich steht fest«, sagt er, »dass es sich um die sterblichen Überreste der Ursula Hartmann handelt.«

Bremer betrachtet die übereinanderliegenden großen Hände des Bürgermeisters.

»Der Hof gehörte der Familie Hartmann. An die dreißig Hektar haben die gehabt, gutes Ackerland, und unten am See ein Stück Wald. Sie waren Nazis, aus Überzeugung. Ich habe Ihnen die Namen hier aufgeschrieben«, sagt der

Bürgermeister und nimmt einen der am Tisch liegenden karierten Zettel in die Hand. »Der alte Hartmann ist 1889 geboren. Ein kräftiger Mann, jähzornig, die Leute im Dorf haben sich gefürchtet vor ihm. Er war Jäger. In den Zweiten Weltkrieg musste er nicht, er war zu alt. Und außerdem war er für den Arbeitseinsatz der Kriegsgefangenen zuständig. 1945 haben ihn die Russen erschossen. Die einen behaupten, weil er verhindern wollte, dass ein russischer Soldat die Ursula, seine Tochter, vergewaltigt, die anderen erzählen, dass er auf der Dorfstraße mit der Flinte in der Hand betrunken Nazi-Parolen gebrüllt habe. Ich weiß nicht, was wirklich geschehen ist. Ich erinnere mich nur, dass in jener Zeit ein russischer Offizier fast jeden Tag aus Prenzlau in unser Dorf herübergekommen ist und sich schließlich im Hof der Hartmanns einquartiert hat, bis er 1949 nach Berlin abkommandiert worden ist.«

»Wie alt sind Sie«, fragt Bremer.

»Ich bin 62, geboren 1930, hier im Dorf. Mein Vater war Hufschmied«, sagt der Bürgermeister, legt den Zettel aus der Hand, trinkt Kaffee und nimmt sich ein Stück des Rosinenbrotens. »Der Vater ist 1943 gefallen«, fügt er hinzu.

»Wir sind fast gleich alt«, sagt Bremer, »ich bin 31 geboren, in Berlin. Mein Vater war Elektriker. Bei einem nächtlichen Bombenangriff im Februar 1945 ist er umgekommen, zusammen mit meiner Mutter und meinem älteren Bruder. Ein Teil des Kellers ist eingestürzt. Meine jüngere Schwester hat überlebt. Ich war in jener Nacht bei einem Freund.«

Die beiden Männer sehen einander an, schweigen. Bremer nimmt sich ebenfalls ein Stück des hellgelben Gebäcks, taucht es gedankenverloren in die Kaffeetasse, beugt sich vor und schiebt das triefende Ende rasch in den

Mund. Der Bürgermeister lächelt. Seine Mutter lebe noch, erzählt er, sie sei jetzt 88 Jahre alt. »Wir haben sie zu uns genommen, das Haus ist groß genug. Sie kann kaum mehr gehen, sie vergisst alles, redet nur mehr von ihrer Kindheit. Und sie hält mich für meinen Vater.«

Bremer zieht die Lippen zwischen die Zähne und presst sie aufeinander.

Nach einer Weile nimmt der Bürgermeister wieder den Zettel in die Hand. »Die Mutter Hartmann ist 1892 geboren. Eine ruhige, fleißige Frau. Ich habe kaum eine Erinnerung an sie. Sie war grau, unscheinbar. Dicke Brillen hat sie getragen.« Der Bürgermeister atmet tief ein und aus. »Drei Kinder haben die Hartmanns gehabt. Gerhard war der Älteste, er ist« – der Bürgermeister hebt das Papier hoch – »am 2. November 1917 geboren. Von 1924 bis 1932 ist er hier im Dorf zur Schule gegangen, hat dann in Prenzlau eine Zimmermannslehre gemacht. Er ist größer gewesen als sein Vater, und stärker, aber ganz ruhig. 1937 wurde er Geselle, ging auf die Walz, aber dann musste er zum Militär. Erst Ende 1946 ist er wieder heimgekommen ins Dorf, aus der italienischen Kriegsgefangenschaft. Er hat hier am Hof gearbeitet, hat mit niemandem geredet, hat die Wirtschaft wieder hochgebracht. Mir war er unheimlich, weil er einem nie in die Augen geschaut und keine Antwort gegeben hat, wenn man mit ihm reden hat wollen.« Der Bürgermeister nimmt einen Schluck Kaffee, zögert ein wenig, spricht aber dann doch weiter. »Einmal bin ich abends zu ihm gegangen, das muss in der ersten Hälfte der Fünfzigerjahre gewesen sein, und habe ihn gefragt, ob er nicht doch in die Bauern-Partei eintreten wolle. Da hat er kurz gelacht und den Kopf geschüttelt, hat sich abgewandt und weiter das Brennholz aufgeschlichtet, das er den Tag über gehackt hatte.«

Bremer will gerade fragen, was denn aus dem Mann geworden ist, als der Bürgermeister wieder seinen Zettel hochhebt. »Die Ursula Hartmann war das zweite Kind, geboren am 4. April 1923, von 1929 bis 1937 Schulbesuch. Ob sie einen Beruf gelernt hat, weiß ich nicht. Eine schöne Frau, strohblonde Haare, mittelgroß, mit breiten Hüften und großen Brüsten. Die hätte mir schon gefallen«, lacht der Bürgermeister, »aber ich war ja zu jung damals. Im Krieg hat sie ein Kind bekommen, einen Jungen.« Der Bürgermeister liest von seinem Zettel ab: »Jens Hartmann, geboren am 18., nein, am 16. Juni 1942. Der Kindsvater, ein junger Mann aus Krakow, ist im Krieg gefallen, noch vor der Geburt seines Sohnes.« Bremer will den Bürgermeister nicht unterbrechen, nimmt sein Notizheft und einen Bleistift aus der Brusttasche seiner Jacke und schreibt rasch die Ortsnamen Krakow und Langthall nebeneinander auf eine leere Seite, mit einem Pfeil dazwischen. Er, Bremer, könne dann all diese Papiere mitnehmen, sagt der Bürgermeister, hält das karierte Blatt wie einen Fächer in der linken Hand. Bremer bedankt sich.

»Alfred war der Jüngste der Familie Hartmann, geboren am 2. August 1925. Der war der Fröhlichste von allen, den haben sie alle gemocht im Dorf. Nach der Schule, 1940, hat er eine Lehre als Maschinenschlosser begonnen, in Neubrandenburg. Er wurde eingezogen, kam im September 1946 aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Die Amerikaner haben ihn auf der Flucht erwischt und in Süddeutschland in ein Lager gesteckt. Alfred hat seine Gesellenprüfung gemacht und in der Landmaschinenfabrik in Templin gearbeitet. Zuerst hat er hier am Hof gewohnt und ist jeden Tag mit seinem Motorrad zur Arbeit gefahren, bis er dann in Templin zu einer Freundin gezogen und nur mehr an den

Wochenenden zu seiner Mutter und seinen Geschwistern ins Dorf gekommen ist.«

Die Frau des Bürgermeisters stellt ein kleines Körbchen, in dem ein paar Eier liegen, auf die Kredenz, macht frischen Kaffee und stellt eine Schale mit roten Äpfeln auf den Tisch. Sie setzt sich neben ihren Mann auf die Bank. Sie hat die Arbeitsschürze abgelegt. Die langen grauen Haare hat sie nach hinten gekämmt und im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden. Bremer schaut ihr ins Gesicht, in die hellblauen Augen, auf die noch faltenlose, aber welke Haut, auf den breiten, weichen Mund. Ein ruhiges, ausgeglichenes Gesicht. Seitlich am Kinn hat sie eine Warze. Sie passt nicht zu ihrem Mann, denkt Bremer, der nun den Kopf hebt, die Hände aneinander reibt und seinen Blick über die Kücheneinrichtung streichen lässt, um damit rasch ein obszönes Bild der beiden als Paar aus seiner Vorstellung zu verdrängen.

Der Bürgermeister zupft an den Manschetten seines blauen Flanellhemdes. Er konzentriert sich, beiderseits der seine Stirn senkrecht teilenden Falte wölbt sich die Haut. »Wir haben hier im Dorf die Ländereien der Neubauern im Frühjahr 1953 gemeinsam zu bewirtschaften begonnen, haben neue Großställe errichtet, weitläufige Weiden eingezäunt, haben auf den zusammengelegten Äckern Futterpflanzen angebaut.« Seine Stimme hat plötzlich einen anderen, helleren Klang, als wolle er Bremer überzeugen. »1955 haben wir eine landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft gegründet. Ich war damals für die Rinder verantwortlich, die Partei hat mich später mit der Leitung des gesamten Betriebs betraut. Die Hartmanns haben nicht mitmachen wollen, bestanden darauf, ihren Hof nur für sich zu bewirtschaften.« Die Frau des

Bürgermeisters hat sich zurückgelehnt, die Hände in ihren Schoß gelegt, blickt seitlich zu Boden. »Im September 1956 war ich bei den Hartmanns, habe ihnen klargemacht, dass wir im nächsten Jahr die Vergesellschaftung von Grund und Boden mit allen Mitteln durchsetzen werden. Gerhard hat gedroht, jeden zu erschießen, der ihn vom Hof vertreiben wolle. In den Tagen danach haben die Hartmanns die zwei Fenster zum Dorf hin zugemauert, nur zwei Schießscharten blieben offen.« Der Bürgermeister atmet schwer, die alte Geschichte regt ihn auf. »Im Oktober haben die Hartmanns plötzlich ihre Sachen gepackt, von heute auf morgen. Ein Freund von Alfred hat sie mit einem Lastwagen abgeholt.« Wieder presst Bremer seine eingezogenen Lippen aufeinander. Nach einer Weile sagt der Bürgermeister: »Die Mutter Hartmann ist als Einzige der Familie hier in Langthal geblieben, ganz allein in dem großen Haus. Wir haben den Grund beschlagnahmt. Sie ist nicht mehr herüber ins Dorf gekommen. Die Marianne Schuldt, die mit Ursula befreundet gewesen war, hat sie einmal in der Woche besucht, ihr Lebensmittel gebracht und ihr geholfen, wenn etwas Schriftliches zu erledigen war, die Hartmann war am Ende fast blind. Im Januar 1959 ist sie an einer Blutvergiftung gestorben. Seither ist der Hof drüben auf dem Hügel leer gestanden und langsam verfallen. Was zu brauchen war, haben sich die Leute vom Dorf im Laufe der Jahre geholt.« Die Frau des Bürgermeisters hat Tränen in den Augen.

4

Der Bürgermeister schaut Bremer ins Gesicht, ruhig, müde. Bremer hält dem Blick stand, ohne Trotz, einfach so. Er stellt sich vor, wie der Bürgermeister ihn sieht, fragt sich, was er von ihm denkt. Er weiß, dass er während des Berichts des Bürgermeisters für diesen gar nicht anwesend war, dass der Bürgermeister alle seine Vorstellungskraft darauf konzentriert hat, sich der Gesichter der Personen, von denen er gesprochen hat, zu erinnern. Reden und erinnern war eins.

»Sie glauben also«, sagt Bremer, »dass Ursula Hartmann nicht mit ihren Brüdern mitgegangen ist oder dass sie zurückgekommen oder zurückgebracht worden ist.«

»Ich weiß es nicht«, sagt der Bürgermeister, »ich verstehe das alles nicht.« Und nach einer Weile: »Ich habe keine Erklärung.« Er schüttelt den Kopf, seufzt.

»Wissen Sie, wohin die Hartmanns gezogen sind?«

»Sie sollen alle nach West-Berlin gegangen sein, Gerhard, Alfred, Ursula und Jens. Es ist nicht viel geredet worden darüber im Dorf. Im Grunde waren wir froh, dass uns die Auseinandersetzungen erspart geblieben sind. Die Mutter war ja mit der LPG einverstanden, sie war zu alt, um den Hof zu bewirtschaften. Zu Weihnachten und zu Ostern und zu ihrem Geburtstag haben die Söhne ihr Grußkarten geschickt, die waren in West-Berlin aufgegeben worden. Diese Karten kamen noch zwei Jahre nach dem Tod der alten Hartmann. Briefe hat sie keine bekommen. Gerhard soll 1957 oder 1958 geheiratet haben.« Der Bürgermeister lehnt sich zurück, sieht zur Decke hoch, sagt: »Es ist unbegreiflich.«

»Die Gerichtsmediziner werden feststellen, ob es sich tatsächlich um die Gebeine von Ursula Hartmann handelt«, sagt Bremer, »die werden eine Art Gewebevergleich machen – wenn wir den Sohn und die Geschwister gefunden haben.«

Er habe nachgedacht und im Dorf herumgefragt, wer denn die Hartmanns noch gekannt haben könnte, sagt der Bürgermeister. Ein paar Häuser weiter lebe die alte Marianne Schuldt, mit ihrem Sohn und der Schwiegertochter. Die Schuldts seien wie die Hartmanns Bauern gewesen, ihr Hof war der größte im Dorf. Der alte Schuldt sei schon in den Vierzigerjahren der Bauern-Partei beigetreten, habe 1955 bei der Gründung der LPG mitgemacht und sei vor zehn Jahren gestorben. Die Marianne sei, wie gesagt, eine Freundin von Ursula gewesen. Dann sei da noch der kleine alte Krueger, Junggeselle seit eh und je, aber mit seinen knapp 77 Jahren noch gut auf den Beinen, noch immer streitlustig. Der sei nur ein Jahr älter als Gerhard, sei mit ihm zur Schule gegangen. Die Kruegers hätten nur eine ganz kleine Landwirtschaft gehabt. Der Vater sei schon im Ersten Weltkrieg gefallen, die Mutter dann im Krieg gestorben. Krueger sei »wehruntüchtig« gewesen, habe anfangs als alter Sozialist begeistert bei der LPG mitgemacht, war ein guter Arbeiter. Seit 1980 in Rente, sei er der Erste gewesen, der seinen Hof im vergangenen Jahr zurückbekommen habe, über die Straße, das zweite Haus links, gleich hinter der Ortstafel. Der Bürgermeister nimmt alle Papiere und Zettel vom Tisch und legt sie in eine Mappe. »Und dann gibt es noch die Eheleute Senghorst«, sagt er, »die wohnen etwas abseits, dort, wo am Rand des Hügels der Wald anfängt, in Sichtweite vom Hof der Hartmanns, aber es gab und

gibt keinen direkten Verbindungsweg. Die sind 1946 aus Rostock hierher gezogen, haben eine Autowerkstatt einrichten wollen, aber das ging nicht. Sie haben später beide in der LPG gearbeitet. Die Kinder sind in den Westen gegangen. Er hat als Mechaniker die Maschinen in Ordnung gehalten. Jetzt ist er Rentner. Er war seinerzeit oft mit Alfred zusammen.«

Der Bürgermeister steht auf und überreicht Bremer die Mappe. In der Diele hilft er Bremer in den Anorak, zieht einen Jägerrock über und setzt einen Hut auf. Die Luft draußen ist so kalt, dass der Atem der beiden Männer dampft. An schattigen Stellen liegt noch immer Raureif, keine der Eisplatten auf den Feldern ist aufgetaut. Bremer empfindet die Sonnenstrahlen als angenehm warm. Sie gehen schweigend über einen kleinen Höhenweg, der ein paar Häuser weiter von der Dorfstraße abzweigt, hinüber zu dem verfallenen Hof der Hartmanns; Bremer will sehen, wo die Knochen gefunden worden sind. Das Bild des ausgebleichten Tierschädels schiebt sich zwischen seine Vorstellungen vom Leben der Hartmanns hier vor fast vierzig Jahren. Als er bemerkt, wie er sich von Ursula und Jens, von Gerhard und Alfred und deren Mutter Gesichtszüge einzubilden beginnt, schüttelt er den Kopf.

»Das hat doch keinen Sinn«, sagt er unwillkürlich.

Der Bürgermeister, ein paar Schritte vor ihm, dreht sich um, schaut ihn fragend an.

»Nichts, nichts. Ich habe nur so vor mich hin geredet, das mache ich immer, wenn ich beim Nachdenken nicht auf meine Umgebung achte.« Bremer hebt das von der Polizei um die Reste der Güllegrube gespannte gelb-rote Band hoch, geht vor zu den Brennesseln und schaut hinter in den Hohlraum. Langsam wendet er sich zur Seite,

zu den Resten des Stallgebäudes, sieht hinüber zur Ruine des Wohnhauses. Aus dem Wald unten in der Senke dringt der Lärm einer Motorsäge. Die Luft riecht nach Schnee.

5

Ob er sich wirklich keine Vorstellung davon machen könne, was hier vor 36 Jahren geschehen sei, fragt Bremer den Bürgermeister auf dem Weg zurück ins Dorf.

Der Bürgermeister schüttelt den Kopf. »Es ist grauenhaft«, sagt er, »wenn man genauer darüber nachdenkt, die Tat eines Wahnsinnigen.«

»Ja«, sagt Bremer stehen bleibend, schwer atmend, »da hat jemand diese Person umgebracht, ihr den Kopf abgeschnitten und dem halb entkleideten Frauenkörper einen Ziegenkopf aufgesetzt. Und dann hat er die Leiche an einem Betonstein festgebunden und in die Gülle geworfen. So sieht es aus.«

Die beiden Männer gehen schweigend weiter.

»In geistiger Umnachtung«, sagt der Bürgermeister plötzlich, und ein Schauer läuft ihm über den Rücken.

Manchen Orten, denkt Bremer, sieht man es an, dass sie Schauplatz eines Verbrechens gewesen sind. Diesem sanften Hügel sieht man nichts an. Der Bürgermeister schlägt vor, mit Bremer zuerst zum alten Krueger zu gehen, der wohne gleich rechts, wo der Weg in die Dorfstraße münde. Bremer nickt. Er bemüht sich, die Frage, wer der Täter sei, aus seinem Bewusstsein zu drängen, denn sie steht ihm immer im Weg, wenn er sich bemüht, Handlungsabläufe zu verstehen und Dinge so aufzufassen, wie sie sind, oder zumindest so, wie sie sich zeigen.

Der Bürgermeister klopft an die Eingangstür eines grauen Hauses. Nichts rührt sich. Er beugt sich vor, stützt sich mit der linken Hand auf das schmutzig braun

gestrichene Holz des Türstockes, schaut durch eine graue wellige Glasscheibe, die in den oberen Teil der Tür eingelassen ist, klopft noch einmal, diesmal mit der Faust. Er wartet kurz, geht dann mit Bremer ums Haus, zu einem Holzschuppen, dessen dunkle Balkentür offen steht. Ein kleiner, dünner alter Mann kommt ihnen entgegen, mit langen weißgrauen Haaren, die ihm seitlich über die Ohren und hinten tief ins Genick hängen. Sein Blick geht zwischen dem Bürgermeister, dem er immer wieder zunickt, und Bremer, den er nur anstiert, hin und her, seine dunklen Augen glänzen unter den buschigen Brauen, auf seiner von einem dichten Faltennetz überzogenen Stirn kleben ein paar Heualme. Die Hände hat er hinter dem Rücken verschränkt. Der Bürgermeister stellt Bremer vor. Krueger schaut Bremer misstrauisch in die Augen. »Wegen der Hartmanns, ja, deshalb sind Sie da, versteht sich«, sagt er ohne wegzusehen. Plötzlich streckt er seine rechte Hand vor, geht, den Oberkörper vorgeneigt, rasch an den beiden vorbei zum Haus. Als Bremer und der Bürgermeister um die Ecke biegen, hat er die Haustür schon geöffnet, deutet den beiden mit seiner immer noch vorgestreckten rechten Hand einzutreten.

Im düsteren Vorraum stehen auf dem glattgewaschenen Betonestrich mehrere Paar Gummistiefel, alle verdreckt, ein Paar Lederstiefel, frisch gewienert, Halbschuhe, Holzpantoffel. An einer Reihe von Haken hängen Arbeitskleider, Gummimäntel, eine Lederschürze. Es riecht nach kaltem Schweiß. Krueger zieht seine Stiefel aus, fordert die beiden Männer auf, ihre Schuhe anzubehalten, feine Leute hätten ja keinen Schmutz auf den Schuhen, spottet er. In der überraschend sauberen und aufgeräumten Küche nehmen sie auf den polsterlosen Stühlen rund um den blank gescheu-

erten Holztisch Platz. Krueger schiebt einige Holzscheite in den weiß emaillierten metallenen Tischherd, nimmt aus dem Kühlschrank zwei kleine Bierdosen, stellt sie den Männern hin. Gläser gäbe es keine, er hasse es, Geschirr abzuwaschen, murmelt er und setzt sich. Auf einer Fensterbank steht eine Tonvase mit einem Strauß violetter Astern. Er selbst hat sich eine größere Dose genommen, öffnet sie, schlürft rasch und geräuschvoll den aus der Öffnung quellenden Schaum, trinkt. Die Dose absetzend und sich die Schaumreste von der Oberlippe wischend sagt er: »Eine schreckliche Geschichte. Weiß man schon was?«

Ob er die Geschwister Hartmann gekannt habe, fragt Bremer.

»Ja«, sagt Krueger, nickt mit dem Kopf, auf die Tischplatte starrend. Und nach einer Weile: »Die Ursula war eine schöne Frau. Und der Gerhard ein guter Bauer. Und der Alfred ein guter Mechaniker. Aber sie wollten halt nicht mitmachen beim Aufbau der sozialistischen Landwirtschaft.« Er kichert. »Sie wollten nichts hergeben, verstehe ich ja.« Er trinkt wieder einen Schluck. »Und dann sind sie alle abgehauen.«

»Die Knochen, die man gefunden hat«, sagt der Bürgermeister, »sind wahrscheinlich die sterblichen Überreste der Ursula.«

Krueger stiert vor sich hin. »Sie war eine schöne Frau«, sagt er nochmals, schaut Bremer ins Gesicht, trotzig, »die habe ich sehr verehrt.« Er trinkt seine Bierdose leer, wirft sie in einen Eimer an der Wand. »Aber ich war ihr zu klein.«

»Haben Sie mit den Hartmanns gesprochen, bevor sie weggezogen sind?«, fragt Bremer.

Krueger nimmt sich eine weitere Bierdose aus dem Kühlschrank, diesmal eine kleine. »Ich kann mich nicht

mehr erinnern«, sagt er. Einmal habe er den Hartmanns bei der Kartoffelernte geholfen, das wisse er noch, weil er schräg hinter der Ursula hergearbeitet habe, der Anblick sei ihm im Gedächtnis geblieben. Er grinst, nimmt die Hände vom Tisch, rückt seinen Stuhl zurück. Und in der Schule habe ihn Gerhard immer verteidigt, wenn er wegen seiner Kleinheit gehänselt worden sei.

»Haben Sie gewusst, dass die Hartmanns weggehen werden?«, fragt Bremer, er hat die Stimme gesenkt.

Krueger öffnet seine Bierdose, schlürft wieder unappetitlich laut den Schaum vom Blechrand, trinkt. Er denkt nach, schüttelt den Kopf. Er könne sich nicht mehr erinnern.

Ob er später noch einmal von den Hartmanns gehört habe, fragt Bremer. Krueger schüttelt den Kopf. Unheimlich sei ihm diese Geschichte, er habe, seit er von dem Ziegenkopf erfahren habe, immer wieder von Ursula und Gerhard geträumt.

Bremer hat den Kopf gehoben, schaut Krueger fragend an.

»Ich merke mir keine Träume«, sagt Krueger. Er rülpst.

Bremer steht auf, und mit ihm der Bürgermeister. Sie bedanken sich für das Bier und die Zeit, die sich Krueger genommen hat. Der kleine Mann lächelt verlegen, boshaft, denkt Bremer. Krueger fährt sich mit beiden Händen durch die langen Haare. Einen Augenblick lang hält Bremer ihn für einen hinterhältigen Kerl, er hat das Gefühl, dass dieser Alte mehr weiß, als er sagen will. Krueger begleitet die beiden hinaus. Er sieht ihnen lange nach, wie sie die Dorfstraße entlanggehen, der Bürgermeister breit ausladend, Bremer leicht hinkend, in regelmäßigen Abständen seinen Kopf seitlich hochschiebend. Der Bürgermeister, als spüre er von ferne den Blick Kruegers, schaut noch einmal zurück, hebt im Weitergehen kurz die Hand, ins Leere grüßend.

Auch er, sagt der Bürgermeister, habe in letzter Zeit öfter von dieser Geschichte geträumt.

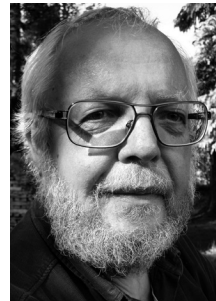
Ob er sich an einen der Träume erinnern könne, fragt Bremer.

»Das meiste habe ich vergessen«, erzählt der Bürgermeister, »aber eine Episode war so intensiv, dass ich sie mir gemerkt habe. Da bin ich als kleiner Junge eine Straße entlanggegangen, in einer Steppe. Die Straße führte nirgendwohin, verlor sich am Horizont. An den Telegraphenmasten summten die Drähte. Ich kam an einen Bretterverschlag. In dem stand eine blonde Frau mit großen nackten Brüsten. Sie schöpfte Milch aus einer riesigen Blechkanne, in einen kleinen emaillierten Becher, den sie mir herüberreichte. Ich konnte ihr Gesicht nicht erkennen. Plötzlich sah ich, dass sie einen Ziegenkopf hatte. Sie war nicht mehr nackt, hatte einen Ärztekittel an, hielt mich fest, drückte mich an sich. Ich schrie vor Angst auf, aber kein Laut kam aus mir, ich bekam keine Luft, glaubte zu ersticken und bin aufgewacht.«

Manfred Mixner in der edition keiper

Verstrickt in Geschichten

Versuche, Reden, Miscellen
176 Seiten, broschiert
ISBN 978-3-9503343-0-2
EUR 16,50 (A) | 16,05 (D)
edition keiper 2012



Manfred Mixner, geb. 1947 in Graz, lebt in Berlin und Südschweden. 1970/71 Kulturredakteur der Grazer NEUEN ZEIT, 1972 Mitarbeit am Grazer Schauspielhaus, 1973-79 freier Journalist, 1979-83 Abteilungsleiter für Literatur und Hörspiel im ORF Graz, 1984-86 Abteilungsleiter für Ö1-Radioliteratur in Wien, 1987-2002 Leiter der Abteilung Hörspiel und Radiokunst am Sender Freies Berlin. Lehrtätigkeit in Salzburg, Klagenfurt, Berlin und Jena. Seit 2002 im Ruhestand, schreibt Essays, Erzählungen und Romane.